

Aus dem Land der besseren Möglichkeiten

Video-Kunst aus New York in der Städtischen Galerie

Natürlich hat die Kathodenstrahleröhre (TV) nicht die Leinwand ersetzt. Und noch immer arbeiten nur wenige Künstler so selbstverständlich mit Kondensator, Widerständen und Halbleitern wie mit Pinsel, Violinen und Abfall. Nam June Paiks Manifest von 1965 blieb also die Utopie eines Pioniers der Video-Kunst. Umgekehrt läßt sich ihre Krise in Europa sicher nicht der vehementen Rückkehr zur Malerei unterschieben. Was die europäischen Video-Künstler entmutigt, ist der Mangel an gut ausgerüsteten Studios, wie sie in Amerika fast jede Universität und viele Museen zur Verfügung stellen, ist das Desinteresse unserer Fernsehanstalten an Coproduktion. Hinlängliches Experimentieren, gegebenenfalls auch mit der Unterstützung eines qualifizierten Technikers, gehört aber zu den Grundvoraussetzungen beim Umgang mit diesem Medium.

Mit New York Video zeigt die Städtische Galerie dank des Einsatzes von Helmut Friedel nun zum zweiten Mal ein Wochenprogramm aus dem Land der besseren Möglichkeiten. Abgesehen von Ira Schneider, der seine oft geradezu stillenhaften, ruhigen Beobachtungen von Landschaften, Tieren, Situationen, sein sanft ironisches Mit- und Gegeneinander von Bild und Musik auch mit den Mitteln des Films verwirklichen könnte, versuchen die sechs von ihrem Kollegen Ernest Gusella ausgewählten Künstler, die spezifisch technischen Variationsmöglichkeiten des Mediums künstlerisch zu nützen. Der Schwerpunkt liegt dabei einmal mehr auf seiner didaktischen Demonstration, bald auf einer mit Monta-

ge, Ausschnitt, Überblendung manipulierten, ganz persönlichen Realitätssicht.

Steina und Woody Vasulka, Mitbegründer der Kitchen (eines New Yorker Aktionsraums, vornehmlich für Video und Performance), gehen in ihrer künstlerisch eher biederer, an Computergraphik erinnernden Einführung „Artifacts“ (1981) – für jeden Laien verständlich – vom Zeilenraster als Grundlage des elektronischen Bildes aus. Gary Hill, ein von ihnen entdeckter, gerade dreißig Jahre alter Künstler, dagegen führt seine wesentlich auf der Wechselbeziehung zwischen Sprache und Wort beruhende Video-Etuden mit geradezu taschenspielerischer Bravour vor. Von der Möglichkeit der Selbstbeobachtung im Monitor fasziniert, spulte Juan Downey dieses Motiv in die Geschichte zurück, zum Gebrauch von Spiegeln in der abendländischen Kunst, zum Phänomen des Narziß oder zur Metamorphose und Austauschbarkeit von Seinsweisen, etwa beim Anthropologen, der von den Indianern gegessen, zur „endgültigen Architektur“ werden möchte, oder von Mann und Frau im Venusgemälde. Schwer fällt dabei, Downeys ungebrochene Freude am optischen und theatralischen Effekt immer als bewußtes Stilmittel abzunehmen.

Tomiyo Sasaki, eine in Kanada geborene Japanerin, gewann zwar mit ihrem „Bubbling“ den ersten Preis des Videofestivals in Tokyo 1979. In Deutschland sind ihre beiden geradezu beispielhaft gelungenen Filme noch nicht zu sehen gewesen.

Bei „Made in Japan“ (1979), einem 40 Minuten langen, beim ersten Besuch ihres Mutterlandes

entstandenen Farbfilm, wirkt überraschend, wie hier mit einer bestimmten Collagetechnik immer wieder repetierter Bilder und Töne, von denen manche die Funktion strukturierender Leitmotive übernehmen, sehr viel mehr von der Mentalität dieses west-östlichen Volkes und seines Lebens sichtbar wird als in einem mit Fakten operierenden herkömmlichen Fernsehfilm. Ferne und Nähe der Autorin zum Land, manche eher episodenhaften Eindrücke übertragen sich mit seltener Unmittelbarkeit: ein Kübelwagen fährt in eine Kurve, dahinter ein paar Bauersfrauen. Das Bild kehrt mehrmals wieder. Doch schon beim zweiten, beim dritten Mal fühlt man den Schwindel der Bewegung. Wenn eine Westkunst-Postkarte kalauerte: „ein Mann steigt auf einen Berg, weil so viele Frauen im Tal Kunst machen“, muß er dieser Entdeckung halber unten bleiben.

Die Filme vom Miterfinder des Videosynthesizers Nam June Paik „Tribute to John Cage“ (1972) und „Global Groove“ (1973) an den Anfang des Programms gestellt, weil, so Friedel, Paik zwischen 1956 und 1958 in München Musik und Philosophie studierte, sind hier aber vor allem als wichtige, aber deutlich historische Filme am richtigen Platz, als Dokumente von Fluxus und den Anfängen der Videokunst. (1 p. wöchentlicher Wiederholung bis zum 2. August.) INGRID REIN